



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pan in Dresden und München

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Pan in Dresden und München



Unsre Leser werden sich erinnern, daß der Pan, um die Enttäuschungen, die sein erstes Auftreten bereitet hatte, durch bessere Leistungen auszugleichen, vom zweiten Jahrgang an einen neuen Anlauf nahm: die Kunst des Auslandes sollte weniger Berücksichtigung finden, und dafür in jedem der vier Jahreshefte ein deutscher Kunstmittelpunkt eingehend behandelt werden; mit Berlin wurde (im ersten Hefte) der Anfang gemacht. Diese Art von Erneuerung war freilich zunächst nur eine Frage der Gruppierung, wobei der Erfolg im weitern Verlauf von dem abhängen muß, was man zum Gruppieren hat, und hierin sind denn doch die zwei folgenden Hefte (2 und 3) von einer Armseligkeit, der auch die höchste Kunst der Anordnung nicht viel wird helfen können. Es thut uns leid, diesen Eindruck zu haben, nicht als ob wir uns mit großen Hoffnungen getragen hätten und es nun bedauerten, daß etwas möglicherweise entwicklungsfähiges wohl zu Grunde gehen werde, sondern weil wir annehmen, daß der Pan in seiner traurigen Verfassung weiter bestehen und auf die große Menge der Urteilslosen aus den feinem Gesellschaftskreisen schädigend an Bildung und Kunstgeschmack wirken wird. Das Volk bleibt davor bewahrt, es kann höchstens durch billige Nachahmungen und indirekt durch Schriftsteller, die sich am Pan erbauen, angesteckt werden, und das geht ziemlich langsam. Einstweilen hat die wohlhabende, höhere Menschheit das Vorrecht, sich zugleich mit dem Wohlgefallen an einer für die meisten unbezahlbaren Ausstattung mühelos an Karikaturen zu ergötzen und dabei sicher zu sein, daß das Kunst und Wissen höchster Art ist. Denn die kenntnisreichen, hochgebildeten Männer, die an der Spitze des Unternehmens stehen, Sammlungsvorsteher, Kenner von Beruf, werden doch nur das Beste geben und nicht ihren Spott treiben mit den opferwilligen Thebanern. Was also der Pan bringt, und mag es noch so schlecht sein, wird willig als Belehrung angenommen, und es kann noch lange dauern, bis er einmal wegen seiner Lehrthätigkeit in *partibus imprudentium* mit dem verdienten Mühlstein um den Hals in irgend einer Versenkung verschwindet. Das also ist es, weswegen wir bedauern, daß der Pan auch diesmal nichts besseres bringt.

Gehen wir zuerst an die Kunst des Pan und dann an das, was er Dichtung nennt. Die neue Anordnung mit einer Hauptstadt im Mittelpunkt eines

Heftes hat den Vorzug gegenüber der frühern Unordnung, daß sie Aufsätze über diese Städte aus der Feder von sachkundigen Männern veranlaßt hat, aus denen man sich gern über das Kunstleben des betreffenden Mittelpunkts unterrichtet. So verdiente es ausgesprochen zu werden, daß das Malerische und Intime in der Architektur, was das alte Dresden trotz seines Schmutzes so reizend macht, was die Menschen allesamt entzückend finden, doch in dem, was sie in neuerer Zeit bauen, geflissentlich vermieden wird, und so das unzusammenhängende, wüste Bild der sich allmählich häutenden Stadt entstanden ist, über das einer dieser Aufsätze spricht. Inzwischen haben wir auch die Gewißheit bekommen, daß die herrliche alte Elbbrücke den Ansprüchen der modernen Schifffahrt geopfert und durch eine eiserne ersetzt werden soll. Ein andrer Aufsatz gilt den Kunstgewerbemuseen, und wir hören darin von keinem geringern als Bode, was sich mancher im stillen längst gesagt hat, daß die meisten dieser Anstalten keine Sammlungen von Vorbildern sind, was sie ursprünglich hatten werden sollen, sondern Anhäufungen von kulturgeschichtlich merkwürdigen Sehenswürdigkeiten aller Art, deren Durcheinander den suchenden Handwerker mehr verwirren muß, als es ihn fördern kann. Es wäre also besser gewesen, man hätte den Grundstock dieser Sammlungen in den alten sogenannten Kunstkammern der Museen gelassen, wo sie zum Teil noch jetzt gut aufgestellt sind, z. B. in Kassel und Braunschweig, und man hätte den Gewerbemuseen nur das gegeben, was in ihnen wirklich als Muster nützen kann. Der Aufsatz gehört eigentlich nicht in das Dresdner Heft, denn in Dresden bestehen ja noch die kostbaren Sammlungen der alten Art, das Grüne Gewölbe und für die Porzellane das Johanneum, er ist an die Adresse des Berliner Gewerbemuseums gerichtet, für dessen Inhalt der noch nicht zwanzig Jahre alte Neubau schon nicht mehr ausreicht, und enthält sehr viel Beherzigenswertes über kunstgewerblichen Unterricht. Andre Aufsätze betreffen die Verhältnisse der modernen Dresdner Plastik und Malerei, die sich seit 1880 durch das Absterben alter und den Zugang neuer Kräfte schnell verändert haben. Ja schneller als irgendwo, und der Wechsel der Personen bei der Leitung der Sammlungen und an andern für die Kunst wichtigen Stellen ist der Änderung günstig gewesen, denn alle die Neuen sind zufällig auch energisch für das Neue eingenommen und aufgetreten. Wie bekannt, hat die Dresdner Gesellschaft an diesen recht heftigen Kämpfen lebhaft Anteil genommen, und gegenwärtig liegt die Sache, wie der Pan ausführt, so, daß die Zungen nach allen den Begünstigungen, die ihnen zu teil geworden sind, gewonnenes Spiel haben. Also, meine jungen Herren, nun machen Sie mal Musik und zeigen Sie, daß Sie spielen können! Heraus mit den Bildern deiner Schützlinge, alter Pan!

Klinger, „Erinnerung, Originalradirung“: Mädchenkopf von etwas verfinnertem Ausdruck, zwischen zwei Gardinen in einer langen Öffnung, wie ein Stück Vorhemd aus dem Westenauschnitt herausguckend — ferner „Studie

zum Prometheus," ein nackter männlicher Akt, und noch acht Kleinigkeiten. Alles das ist jedenfalls nichts besonderes. Dann aber wird es vollends dünn. Paul Baum, „Landschaft, Hochätzung“ ist eine Kinderei, die sogar manches Kind unendlich viel besser machen würde, wenn auch nicht als „Hochätzung.“ Pietschmann, „Centaurpaar“ (Radierung) erinnert an Böcklin, nur noch besonders stark karikiert. Lührig, „Freya und die Riesen“ ist ein Gedränge von häßlichen Gesichtern, und Greiners „Golgatha“ ist für jeden Menschen von anständigem Geschmack einfach scheußlich; was gut daran ist, ist von Rembrandt. Die letzten zwei Kunstbeilagen sind „Originallithographien.“ Der Pan pflegt seine Kunstblätter dem Leser ohne ein weiteres Wort der Erklärung hinzuwerfen und ihn dann der Pein zu überlassen; höchstens bringt er einen Aufsatz über die Gattung, zu der ein solches Stück gehört. So erzählt uns bei dieser Gelegenheit ein hervorragender Kunstgelehrter von der „Kunst des Steindrucks“ im Stil höchster Begeisterung, mit Dornröschen beginnend und glücklich und zufrieden endend mit dem „Frühling einer neuen, jugendstarken deutschen Kunst.“ Ja, wie schön lieft sich das! Uns aber gehts ungefähr wie den Hofleuten bei Fritz Reuter mit Reis und Pflaumen: „es sind unsre besten Gerichte, man bloß wir kriegen sie nicht.“ Und Scherz beiseite, was diese Kunst der „Zungen“ in Dresden betrifft — wir sind ja selbst der Ansicht, daß das Alte zum Teil nicht viel wert war, und begreifen es kaum noch, daß man z. B. diese hölzernen, maskenhaften Skulpturen der letzten fünfzig Jahre für ernsthafte Kunstwerke hielt. Daß die Zungen statt dessen wirkliches Leben suchen, darin thun sie recht. Aber was sie erreicht haben, ist wahrlich noch nicht viel, und trotz alles Trompetengeschmetter, das die Kunstwissenschaft in Dresden zu ihrem Preise veranstaltet — wenn sie nichts besseres bringen als bisher, so werden sie eines Tages ganz still aus der Welt gegangen sein und noch viel weniger Spuren ihres Daseins hinterlassen als ihre Vorgänger, von deren fertigen Werken man doch wenigstens etwas sieht und sprechen kann. Und es will uns für diese sorgsam gepflegte Kunst nicht sehr rühmlich scheinen, daß der Pan, um die Blößen zu decken, die alte spätromanische Skulptur in Freiberg und Naumburg und außerdem Lukas Cranach zu Hilfe geholt hat,*) dessen „Ruhe auf der Flucht“ aus dem Palast Barberini (jetzt bei Fiedlers Erben) ohne alle Frage das Beste ist, was beide Panhefte an Illustrationen enthalten.

Wir kommen nun nach München. Auch hier bekommen wir zuerst gute, belehrende Aufsätze über die Entwicklung des Kunstlebens, über Courbets Aufenthalt in München, der die Künstler bei ihrer Kostüm- und Professionsmalerei

*) Warum hat man nicht noch einige von den knallbunt angestrichenen Gipsabgüssen des Albertinums beigegeben? Das wäre doch wenigstens etwas ganz absonderliches gewesen, was man in keiner andern Stadt hat.

antraf und aufrüttelte, über die Sezession und ihre wohlgemeinten und verständlichen Absichten, endlich, was uns besonders interessiert hat, über den Privatbau, das bürgerliche Wohnhaus und seine letzte Gestaltung. Hier scheint München etwas gewonnen zu haben, indem die Baukunst in den Grundlagen natürlich und zweckmäßig und im Schmuck möglichst geschichtlich zu verfahren suchte, während doch alle andern großen Städte in den letzten Jahrzehnten leider sehr verloren haben. Der Gegenstand ist so wichtig, daß er eingehende Behandlung und Prüfung auf seine Ursachen hin wohl verdiente. Aber nun müssen wir uns zu der eigentlichen Kunst in München wenden. Sie wird uns dargeboten in einer größern Zahl von landschaftlichen Radirungen oder Lithographien, von denen einige sehr unbedeutend und skizzenhaft und des Veröffentlichens nicht wert sind, wenigstens ist gut (Halm, Motiv von der Reichenau, Böcklin, komponierte Landschaft von italienischem Charakter) und nichts hervorragend. Obnehin ist ja die Landschaft nicht das Sorgenkind unter den heutigen Kunstaufgaben. Im Figürlichen aber kommen wir noch schlechter weg. Denn da sitzen wir sofort im Münchner Karikaturenstil, wenn die Benennungen auch nach etwas klingen. Z. B. „November, Originalradirung von Kirchner“ heißt ein steil ansteigender Weg mit hinaufgehenden und herabkommenden Menschen, denen die Kleider so um die Ohren fliegen, daß es für den Beschauer dasselbe thut, ob er sie von vorn oder von hinten sieht. Eine schauerhafte bunte Frage in drei Farben (zinnobere, grün und lila) von W. Holz heißt „Salome, Originallithographie.“ Von demselben erhalten wir noch sechs Kleinigkeiten, Hexe, Kereide usw., die wenigstens ordentlich gezeichnet sind; mancher mag sie in der Auffassung originell finden, für uns sind sie widerwärtig. Dazu noch ein Blatt mit den wunderlichen „Ziergläsern“ des als Radierer verdienten Professors Köpping, die man schön findet und überall ausstellt, als ob man noch nie etwas von einem Stil gehört hätte und zeigen wollte, daß alles Geld für kunstgewerblichen Unterricht umsonst hinausgeworfen wäre, und wir sind am Rande mit unsrer „Kunst.“ Kläglich! Oder soll uns vielleicht eine Lithographie in vier Farben von Thoma, eine Schwarzwaldbandschaft, entschädigen, weil sie einen Mann von bedeutendem Namen zum Urheber und ein technisch interessantes Verfahren zum Gegenstande hat? Die Kunstwissenschaft leitet uns dazu an mit umständlicher Belehrung. Aber als Kunst angesehen, ist es doch herzlich wenig.

Wir haben kaum noch den Mut, unsre Leser um ihre Begleitung zu einem Gang in das Lesekabinett des Pan zu bitten. Denn diese Lektüre ist noch um vieles trübseliger als die Bilder. Dresden und München machten hier keinen Unterschied, höchstens daß dort der unglückliche Niegische, weil er im Bereiche des betreffenden, von dem Pan gezogenen Kunstkreises wohnt, wieder einmal gezeigt wird mit einigen Sprüchen Zarathustras und einem in Musik gesetzten Gedicht. Übrigens Übersetzungen aus dem Schwedischen und Norwegischen:

Hallstroem, Hamsun, Ibsen, Björnson und dergleichen, und die letzten drei noch obendrein abgebildet als „Kunstbeilagen.“ Kinder, welche Langweilerei! Habt ihr denn gar nichts eignes?

Da klagt einer in Versen ohne Reim über „seine Tage“; der Anfang lautet: „So schleichen sie dahin, wie Schatten,“ der Schluß: „Am Ende aber dämmert einer auf, unsichtbar, unentrinnbar, scheu und schleichend, der letzte Tag,“ und so etwas, meinen die Herren Redakteure des Pan, hätte für einen andern Menschen irgend welches Interesse! Dem Darsteller dieses getünchten Pessimismus möchten wir zusprechen: Sie haben studirt, Herr Doktor, und vermutlich auch etwas dabei gelernt. Wenn Ihnen Ihre Tage so wertlos sind, daß Sie sie mit solchen Versen ausfüllen, dann lassen Sie sich doch lieber für eines der großen Wörterbücher als Zettelschreiber anstellen. Das kostet auch nicht mehr Gedanken und ist doch nützlich für andre, wenn auch nicht unterhaltender als Ihre Verse! Das ist nur ein Beispiel dieser „Dichtungen,“ freilich nicht gerade das beste. Aber auch das Bessere kann uns nicht froh machen. Es ist immer die alte Manier, andre mit seinem eignen — eingebildeten — Gram unterhalten zu wollen und dazu Reime zu suchen, als ob Goethe niemals gelebt hätte, der vor diesen Kindereien so nachdrücklich noch in seinen alten Tagen gewarnt hat, und andre habens darauf noch in Versen viel gröber gethan als er. Aber es hilft nichts, es geht immer so weiter, nennt sich Poesie und gilt dafür, denn sonst würde es eine Redaktion nicht unter der Überschrift „Dichtungen“ drucken lassen. Aber der Leser hat nichts davon, wenn wir ihn weiter damit belästigen wollten. Das ganze Gebiet ist öde und nicht einmal mehr sittengeschichtlich von Interesse. Eher wirkt noch die Prosa etwas Belehrung ab, wenn auch ihre Verfasser nicht viel besser dabei fahren. In der ganzen Masse findet sich eine einzige vernünftige lesbare Erzählung: Die Glocken von Krummsee von Polenz. Alles andre ist ungesund, gequältes, affektirtes Zwitterwesen, nachgeahmt, erborgt, wir werden sehen, woher.

Es denkt sich jemand krank in einem dämmerigen Zimmer, mit abgeschnittenen Blumen „von zu Haus“ in verschiedenen Gläsern, von deren undeutlichen Bildern er sich zu einem Träumen anleiten läßt, das ihn in seine Heimat führt, wobei er bald alles einzelne wirklich zu erleben glaubt, bis er am Schlusse merkt, daß es nur Phantasie war. Darüber schreibt er zwei Quartseiten und nennt es „Glück.“ Das ist noch harmlos. Krankhafter ist ein ähnlich gehautes Prosastück: „Die Nachtwandlerin,“ ganz in der ersten Person abgefaßt; am Schluß erwacht das Ich und „friert“ (das einzige begreifliche in diesem wunderlichen Monolog). Aber weiter. Jemand schildert sein liebes Ich, wie es sich gefühlt hat bei einem Gang ins Freie, und beschreibt die Eindrücke Schritt vor Schritt, in besserer Touristenstimmung mit etwas Pantheismus versetzt, wie er leicht auch dem allerngebildetsten anfliegt. Aber er macht

vier Seiten daraus und schreibt darüber „Auffschwung.“ Wenn nun wenigstens nur Feinheiten der Sprache in solchen Spielereien zu Tage träten! „Mir ist, als fielen alle Schlacken ab der kleinen Menschlichkeit“ — verehrter Herr, was für ein Unsinn! — Aber es wird noch schöner. In einer „Novelle,“ „Das Wunderbare“ genannt, erzählt jemand einem andern, wie er von einem Gebirgsaufenthalt aus in einen am Wasser gelegnen Schloßgarten geraten sei und dann mit der blaffen, geheimnisvollen schönen Schloßherrin wochenlang gelebt habe, ohne von ihr andres zu empfangen, als Beweise fürstlicher Gastfreundschaft und unverständliche Bruchstücke einer wunderlichen, auf tiefe Krankheit deutenden Gedankenmitteilung. Endlich, nach zehn Quartseiten, scheint ihm der Zustand doch keiner Entwicklung mehr fähig und zwecklos. Er reißt ab und weiß bis auf den heutigen Tag nicht, was eigentlich an diesem Erlebnis einen so bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hat, und seine Leser natürlich erst recht nicht. Wohl aber werden sie denken, der junge Mann hätte doch erst die Sekunda eines Gymnasiums durchmachen müssen, wo man guten Aufsatunterricht erhält, wenn sie folgende Stilblüten genossen haben werden. Meines Freundes Sorge um seine Familie „mußte ihn seit langem verhindert haben, das innere Ich zu beschäftigen und zu bilden, von dessen Pflege ich meinerseits niemals eine ernstliche Abhaltung(!) erfahren hatte.“ — „Das Mondlicht, dem ein ganz leichter Nebel seine Kälte nahm, ließ eine Seite der hohen, grüne Säle(!) bildenden Boskett's zauberhaft erglänzen, um die andern in desto tieferes Dunkel zu stürzen“ (ein merkwürdiges, ungemein vielseitiges Mondlicht). — „Der Kahn erwies sich als morsch und schlecht in Stand gehalten, aber wenigstens würde(?) mir niemand seine Benutzung verwehren.“ — „Und wenn mir diese Schönheit und ihr ganzes Walten unweltlich und traumhaft deuchte, so konnte es doch nicht den Grund haben, daß sie sich vor mir in Szene setzte. Ganz im Gegenteil blieb sie oft genug unachtsam für meine Anwesenheit.“ Der geschätzte Leser wird dies für eine Übersetzung Karlchen Mieznicks aus dem Englischen halten, aber es steht wörtlich in jener „Novelle“ des Pan S. 200. Ebenso dies: „Denn das Unbegreifliche war Leben geworden, und man atmete in lauter Rätseln, die keine waren, weil keine noch so leise Frage sie verriet.“ Welch ein Blödsinn! Und das will für andre Leute „Novellen“ schreiben!

Ein andrer von diesen eigenartigen Schriftstellern fährt, um einem Londoner Sonntag zu entgehen, auf einem Dampfer die Themse hinunter aufs Meer hinaus, sieht dann vor sich einen eben solchen Dampfer, nur gelb angestrichen, in dessen Kielwasser der seine fährt, sodasß wohl ein Zusammenstoß zu denken wäre, wenn nicht die „gelbe Kröte“ wahrscheinlich gar kein Dampfer wäre, sondern vielleicht nur ein Phantasiebild des geistreichen Verfassers, der nun sechs Quartseiten lang darüber faselt, welchen Eindruck dieses seltsame Unbestimmte auf sein wertvolles Ich gemacht habe, und sich auf die

„gelbe Kröte“ als Titel seiner nicht einmal witzigen Schnurre nicht wenig zu gute thut. Das Muster zu solchen Scherzen geben die französischen „Analytiker“ mit ihrem *dédoublement*; sie behaupten wenigstens, daß durch ihre Seitkänzlerkünste die Sprache an Fähigkeit, sich auszudrücken, gewinne. Unser deutscher Sünzling, der seine gelbe Kröte unter anderm „ein riesiges, giftiges Amphib“ nennt, weiß noch nicht einmal, und die Redaktion, wie es scheint, ebenso wenig, daß, was er abgeworfen hat, keine gleichgiltige Endung, sondern ein für die Bedeutung wichtiger Stammteil, und daß sein „Amphib“ genau so viel wert ist, wie wenn er statt des Vierfüßlers sagen wollte der Vierf. *) Müßte also nach Tertia zurück! Wieder ein andres Kunstwerk nennt sich „Ballade,“ ist aber nach alter Terminologie ein Stück aus einer Erzählung in erster Person von sehr dürftigem Inhalt (jemand hat eine Geliebte, weiß aber nicht, ob es zur Heirat kommen wird, weil beide arm sind, und beobachtet einstweilen die Wirkung dieses unsichern Zustandes auf sein interessantes Ich), und, um dafür in den Worten einen Ersatz zu schaffen, wird jeder Satzteil, z. B. ein Nebensatz, zu einem Satze für sich, und jeder Satz wird als Absatz für sich gedruckt. Und damit man erkenne, wieviel diese Wortgebilde wert seien, stehen dazwischen reichliche, die nun allerdings gar nichts wert sind, weil sie jeder Unalphabeten machen kann. Diese „Ballade“ enthält außer der Betrachtung des Ichs noch einen großen Vorrat an sinn- und stimmungsloser Beschreibung, wie sie die französischen Impressionisten gepflegt haben, und andre exotische Feinheiten. Z. B. auf dem Bahnsteig, als der Zug einfährt, im Menschengedränge (jedenfalls also vor der Zeit der Perronsperre oder ohne Rücksicht auf solche niedere Dinge) erwartet der Erzähler seine Geliebte; er kann sie noch nicht sehen, aber „er roch den Duft, den sie ausströmte,“ heißt es wörtlich Seite 114. Pfui! wird da ein anständiger deutscher Leser denken. Aber der Ärmste weiß nicht, daß nach der höhern Einsicht der „Symbolisten“ Riechen besser ist als Sehen, und Ahnen besser als Wissen, und daß, wenn man erst einen Gegenstand hat und kennt und mit seinem einfachen richtigen Namen nennt, das ganze Vergnügen zu Ende ist, woran sich in Frankreich seit den achtziger Jahren eine Anzahl von Journalisten erlustigt. Und die weniger graziösen deutschen Sünzlinge ahmen ihnen unbeholfen nach und meinen, wenn sie solch unreifes Zeug zusammenschreiben, sie wären Schriftsteller. Warum sollten sie aber auch nicht, wenn man ihnen abnimmt und auf Kartonpapier druckt, und es dann in einer Zeitschrift für die feinsten und vornehmsten Kreise zu lesen steht? Wir haben keine Lust, noch mehr davon hervorzuholen, denn es würde für den Gesamteindruck nichts ändern, wenn wir z. B. ein unsagbar langweiliges Bruchstück einer Novelle von Max Halbe (Neue Ziele aus Hans

*) Leider ist es aber bei Polyp, Katarrh und dem schönen österreichischen juridisch (aus *juridicus*) dieselbe Sache. D. R.

Hartwigs Höllenfahrt), der doch sonst schreiben kann, analysiren wollten. Also wozu das?

Aber noch eins. Was mögen sich wohl die Franzosen nach unsrer angeblich vornehmsten Zeitschrift von unsrer „Litteratur“ für eine Vorstellung machen? Und mit welcher Überlegenheit werden sie an ihre Revue des deux mondes und an ihre Gazette des beaux arts denken, wenn sie sich an dieser unbeholfnen deutschen Nachäfferei genugsam erlustigt haben? Sie haben freilich Grund dazu, wenn sie sehen, wie man mit den Abfällen ihres Witzes Kultus treibt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa hat Ruh. Um Neujahr herum war der politische Froschteich unsers Vaterlands ein wenig in Aufregung geraten; außer den Hamburger Enthüllungen waren noch ein paar andre Steine hineingefallen, wie der Prozeß Tausch und der Hamburger Ausstand. Aber jetzt hat sich alles wieder beruhigt, und die verschiedenen Gruppen singen ihr altes Lied in alter Ruhe und Gemütlichkeit ganz piano weiter. Die Agrarier schreien nicht mehr, sondern singen bloß noch, um so melodischer, da ihnen die Regierung das von der erfindungsreichen Chemie bereitete Dimethylamidoazobenzolpflaster auf den wunden Mund legt, die Sozialdemokraten verlangen, bloß zum Zeitvertreib, den Achtstundentag, wie das Kind den Mond verlangt, worüber sich die Welt so wenig aufregt, wie über ihre unvermeidlichen Nörgeleien an der Militärverwaltung und am Militärstrafprozeß, und die Nationalliberalen, die einigen Grund zur Verstimmung haben, sind viel zu gebildete Leute, als daß sie ihre Beschwerden mit einer das Schlummerkonzert störenden Energie laut werden ließen. Nur im Herrenhause, wo nicht einmal der Gedanke an Widerspenstigkeit gegen die Regierung aufkommen kann, haben sich bei der Beratung des preussischen Schulgesetzes die Oberbürgermeister, die ja wohl dieser Partei angehören, etwas lebhaftere Klagen über die Bedrückung der großen Städte zu Gunsten der Gutsbesitzer erlaubt. Dagegen nahmen es ihre Parteigenossen am 23. Februar im Abgeordnetenhause stillschweigend hin, daß der Graf Kanitz den Dortmund-Emskanal, wie sich ein Zentrumsabgeordneter ausdrückte, in den Dreck werfen wollte (Dreck in den Kanal zu werfen, würde leichter gehn), und dabei zur Aufmunterung etwaiger Streifgelfüste bemerkte: „Wenn es irgend einer Industrie heute gut geht, so ist es die Kohlenindustrie, derentwegen der Kanal gebaut worden ist.“ Auch durch den sozialistischen Antrag Bloek, die Kosten der Alters- und Invalidenversicherung durch Steuern aufzubringen und die Leute, die gar keine Arbeiter haben, nach ihrem Einkommen dazu heranzuziehen, regt die sonst in Sachen des Sozialismus so empfindlichen Herren nicht auf, ebensowenig der noch offenkundiger sozialistische Antrag des Zentralverbands deutscher Kaufleute, die großkapitalistischen Detailgeschäfte mit einer progressiven Betriebsteuer zu belasten, die bis zu hunderttausend Mark steigen soll; man nimmt dergleichen Anträge wohl nicht ernst. So